

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (3 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preussischen Monarchie.

Magazin

für die

Man pränumeriert auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Strasse Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohlthät. Post-Agenten.

Literatur des Auslandes.

N^o 42.

Berlin, Montag den 8. April

1833.

R u s s l a n d.

Die Mongolei und die Mongolen.

Nach der Schilderung des Russischen Priesters, Vater Spacinth. *)

Die Mongolei ist eine große Landstrecke, welche das Russische Reich von dem eigentlichen China trennt. Im Süden wird sie von der großen Mauer begrenzt; im Norden trennen sie der Altai, der Chinggan und das Kintai-Gebirge von Sibirien. Ostwärts stößt sie an das Mandchu-Land, und im Westen reicht sie so weit, als die verschiedenen Bergketten, die mit dem Hauptstock des Altai zusammenhängen. Mitten durch die Mongolei zieht sich die große Wüste Gobi, und somit zerfällt das Land in einen südlichen und nördlichen Theil; der Erstere wird von den eigentlich sogenannten Mongol-Stämmen, der Letztere von ihren Bluts-Verwandten, den Chalhass (Khalkhas) bewohnt.

Das Klima der südlichen Mongolei ist gemäßig; im Winter fällt zwar Schnee, allein er schmilzt bald. Das Land ist von einer Menge Strömen durchschnitten und mit Waldungen bedeckt. Obgleich im Allgemeinen gebirgig, hat es doch in seinen östlichen Theilen viele schöne Thäler, deren Boden fruchtbar ist und Alles liefert, was zu einem permanenten Aufenthalt gehört. Hier leben Chinesen und selbst Mongolen von Acker- und Gartenbau, der sehr vielen Ertrag giebt; denn alle im nördlichen China heimischen Getreide-Arten und mancherlei Früchte und Gemüse gedeihen in diesem Erdreich. Derjenige Theil der Mongolei aber, welcher nördlich von der Chinesischen Provinz Schansi liegt, hat ein sandiges und kieseliges Erdreich, das mit einer sehr dünnen Schicht schwarzer Erde bedeckt ist. Die Hausthiere in der südlichen Mongolei sind Kameele, Pferde, Rindvieh, Schafe, Esel, Maulthiere und Ziegen. Die Chinesen allein halten Schweine und Federvieh; die Mongolen genießen weder Schweinefleisch noch Fische. In den Wäldern giebt es eine große Menge Wild, auch viele ächte Tiger. Zur Winterzeit liefert die Mongolei China unzählige Hirsche, Rebhühner, Hasen, Fasanen, Rebhühner und Wachteln; aber Trappen und verschiedene Arten wilder Enten und Gänse kommen in geringerer Zahl. Zwischen China und Dschiboo trifft man im Frühling sehr große und schöne Schmetterlinge, die ebenfalls nach Peking gesandt werden, um das Haupt der Damen zu schmücken. Diese Schmetterlinge sind hellgrün und mit baumartigen Gold-Sammet bedeckt.

Die Wüste Gobi beginnt im Osten an den Seen Buir-nobr und Dalai-nobr, und erstreckt sich westlich bis zu den Grenzen der Gegend am Buchu-nobr, der kleinen Bucharei und Barlut. Den östlichen Theil dieser öden Strecke nennen die Chinesen Scha-mo (Sandwüste). Die Atmosphäre dieses Hoch-Plateau ist sehr kühl, und an Wasser fehlt es ganz, wenige Seen ausgenommen, die größtentheils salzig und öfters trocken sind. Man findet keine anderen Bäume als wilde Aprikosen, die falsche Akazie von Sibirien und einige verkrüppelte Sträucher, die nicht einmal zu Brennholz taugen. Der Gras-Arten sind äußerst wenige. Im Frühling und Sommer, wenn es nicht regnet, erscheint der Boden ganz versengt und gewährt einen melancholischen Anblick. In einigen Thälern der ungeheuren Einöde grasen bedeutende Viehherden, und an solchen Orten hat man Brunnen von zwei bis fünfzehn Fuß Tiefe gegraben, die trinkbares Wasser liefern. Es giebt in der Gobi wilde Kameele, Pferde, Maulthiere, Esel und Antilopen; doch schweifen diese Thiere mehr in den westlichen Regionen als in den östlichen. Vögel sind überhaupt selten; man findet nur Kraniche, Rothkehlchen, Raben, Feld-Lerchen und Wachstelzen; aber nirgends Sperlinge, Dohlen, Elstern und überhaupt solche Vögel, die sich mehr in der Nachbarschaft von Menschenwohnungen aufhalten.

Der nördliche Theil der Mongolei, oder das Land der Chalhass, hat viele Waldungen von Nadelholz; es wird von vielen Strömen bewässert, und an Seen fehlt es auch nicht. Das Erdreich ist sehr verschieden; in einigen Distrikten findet man nichts als lockeren Sand- und Kiesboden, mit einer Lage fetter Dünger-Erde bedeckt; anderwärts, besonders in den Thälern des oberen Drachon und seines Stromgebietes befindet sich schönes Weideland, das wohl der Kultur fähig wäre. Das Klima sollte, der Breite nach, nicht streng seyn; auch liegt der Schnee niemals sehr hoch; aber dessenungeachtet ist der Winter gewöhnlich sehr hart und der Sommer nicht all zu warm. Ueberhaupt werden die Länder Mittel-Asiens, je weiter sie nach Osten

liegen, verhältnismäßig kälter als die Europäischen unter gleicher Breite. Zu Kiachta wird das Getreide auf Hügeln gesät, weil es in Niederungen nicht reifen könnte. Doch gedeihen die Hülsenfrüchte, und oft kommen die Melonen zur Reife. In Urga hingegen, das viel weiter südlich liegt, ist die Luft für diese Früchte zu kalt. Im Lande der Chalhass finden sich die nämlichen Thiere, die in anderen Gegenden der Mongolei und im südlichen Sibirien zu Hause sind. Vermuthlich enthalten die Berge Metall-Gruben, allein sie bleiben unbenutzt. Die Mongolen schmelzen etwas Eisen, aber Jagd und Viehzucht sind immer ihre Hauptbeschäftigungen. Sie kümmern sich nicht einmal um die Züchtung ihres Viehes; daher das Hornvieh weder groß noch stark, die Schafe nur mit grober Wolle versehen und die Pferde zwar lässig, träftig und wohlgebaut, aber nur von mittlerer Statur sind. Die Hirtenhunde der Mongolen sind vortreflich, sehr wachsam und grimmig, und schützen die Herden gegen Raubthiere.

Könnten die Bewohner der südlichen Mongolei ihrem nomadischen Leben entsagen, an feste Wohnsitze sich gewöhnen und vornehmlich Ackerbau treiben, sie würden ohne Zweifel, wenn die Schwäbe ihrer Bergwerke noch hinzulämen, ein reiches und mächtiges Volk werden. Im zehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung hatten die Kaiser der Chitan's (Dynastie Liao) ihre Aufmerksamkeit auf diesen wichtigen Gegenstand gelenkt, und die Menge von Städten, welche damals in der südlichen Mongolei existirten, bezeugt, daß sie ihren Zweck erreichten. Allein die politischen Revolutionen der Folgezeit zerstörten die Früchte dieser weisen Maßregeln. Wer heutiges Tages seine Weiden in Acker verwandeln wollte, müßte zuvörderst die Einwilligung aller Nomaden-Häuptlinge in der Nachbarschaft haben, und dann noch die Erlaubniß der Chinesischen Regierung. Dergleichen Umstände legen der Ausbreitung des Ackerbau's große Hindernisse in den Weg.

Obgleich die nördliche Mongolei an das Russische Reich gränzt, so empfängt sie doch die notwendigen Handels-Artikel fast nur von den Chinesen. Die gewöhnliche Speise der Mongolen ist Ziegel- oder Tafel-Thee, *) mit gedörrter Hirse vermischt. Zur Kleidung gebrauchen sie Mantel, Seide, Wolle, Leder für ihre Stiefeln, und zum Kochen eiserne Kessel und Pfannen. Nur Wollenzeuge und Leder beziehen sie aus Rußland. Es existirt keine gangbare Münze, und so giebt es nur Tauschhandel. Nur in Urga und Kiachta dient der Tafel-Thee als Geld. Demgemäß bezahlt der Mongole Alles, was er empfängt, mit eigenen Produkten, als: Vieh, Butter, Schaffellen u. s. w., die China besonders nöthig hat.

Die Mongolen waren ursprünglich ein Stamm der Tartarischen Nation; sie wohnten südlich und östlich vom See Baikal und zwischen den Strömen, die in den oberen Amur fallen. Selbst im Zeitalter des Dschinghis-Chan zählten sie nicht mehr als ungefähr 400,000 Zelte oder Familien. Der Name Mongol bedeutet in ihrer Sprache tapfer und stolz. Nachdem der große Weltstürmer den größeren Theil der neueren Mongolei unterjocht hatte, gab er seinem Volke den ehrenvollen Namen Buchu-Mongol (blaue Mongolen).

Sie hatten es für kriegerische Tugend, ihre Nachbarn zu plündern, und kümmern sich in diesem Stück weder um Ehre, noch um Gerechtigkeit. Sie führen der Beute wegen Krieg und betrachten den schlimmen Erfolg eines Unternehmens oder selbst eine Niederlage durchaus nicht als ein Unglück. Ihre Raubzüge unternehmen sie zuweilen im Herbst, wenn ihre Pferde wohlgefüttert und voll Feuer sind. Gedörrtes Fleisch und das Gras, welches den Boden deckt, sind ihre Provision und Fournage. Fehlt es an Nahrungsmitteln, so schlachten sie einige Kameele und die Pferde aus ihren Gestüten. Da ihnen das Kriegsführen sehr wenig kostet, so waren die Mongolen immer ihren Nachbarn sehr fürchtbar, jetzt aber sind sie, unter der klugen Polizei Chinas, eine der friedlichsten Nationen Asiens geworden. Der Reisende kann die Mongolei ohne Furcht durchwandern und findet allenthalben gastfreie Aufnahme; doch muß er sich versehen, daß sein freundschaftlicher Wirth nicht durch genauere Bekanntschaft mit seinem Gelde bezaubert werde.

Der Mandchuischen Dynastie, die jetzt über China herrscht, ist die Unterwerfung der Mongolen unter dem schmeichelhaften Vorwand gelungen, daß die Mongolischen Fürsten mit ihnen von gleicher Familie seyen. Die Mandchu's haben die Mongolei in eine große

*) Er führt diesen Namen, weil er in Tafelgestalt verschickt wird. Er ist ein Gemisch aus eigentlichem Thee und anderen Ingredienzen, durch Schaf- und Ochsenblut kompakt gemacht. S. Ritter's Verbreitung der Thee-Kultur, S. 25.

*) Vergleiche No. 22 des Magazins von d. J.

Menge kleiner Fürstentümer vertheilt, die von einander unabhängig sind; auch haben sie ihnen Gesetze und Einrichtungen gegeben, denen die Mongolischen Fürsten ohne Einschränkung folgen müssen. Um dieses System zu konsolidiren, sind die Mongolen des Rechtes verlustig worden, im Fall eines Angriffes sich selbst zu verteidigen und an ihren Feinden willkürliche Rache zu nehmen; welches Recht ehemals die Hauptursache aller Zerrüttungen im inneren Asien war. Nimmermehr würden die Mongolen einem solchen Joche sich geschmiegt haben, hätten die Kaiser von China nicht den Augenblick ihrer Erschöpfung benutzt. Der Hof von Pe-king nahm die Mongolischen Fürsten gleichsam in Sold und gab ihnen sowohl ein jährliches Einkommen als bedeutende Remunerationen, die zu ihrem mageren Tribut in keinem Verhältnis standen.

Jeder Mongolische Stamm ist in Banner oder Fahnen eingetheilt, die von Häuptlingen beherrscht werden. Obgleich nun der Staat auf solche Weise sehr zerstückelt scheint, so kommen dennoch die Fürstlichen Personen alle drei Jahr auf zehn Reichstagen zusammen und besprechen ihre Angelegenheiten. Sechs dieser Sitzungen werden in der südlichen und vier in der nördlichen Mongolei gehalten. Die Fürsten oder Banner-Herren zerfallen in fünf Klassen. Die zwei ersten Klassen Dschin-wang und Kiün-wang, haben den Titel Könige; die Baili's und Beisjō's sind subalterne Fürsten und die Knug's haben Grafen-Rang. Die regierenden Chai-dsjō's, obgleich auf einer niederen Stufe stehend, haben mit den übrigen Mongolischen Fürsten gleiche Prerogative. In einigen Mongolischen Distrikten giebt es gleichfalls erbliche Fürsten, die den Rang der letzten drei Haupt-Klassen haben; allein sie sind bloße Titular-Fürsten, ohne Herrschaft. Die Würde der Mongolischen Häuptlinge erbt nur auf ihre männliche Nachkommenschaft fort, und zwar nach dem Rechte der Erstgeburt; allein bei jeder Uebertragung ist der Consens des Kaisers notwendig. Dieser Monarch hat auch das Recht die Mongolischen Großen nach Verdienst zu befördern oder zu degradiren. So wurde der Mongolische Vice-König, welcher in Urga, im Lande der Chalhac, befehligte und bei den Gränz-Verhandlungen zwischen Rußland und China (1806) eine Rolle spielte, deswegen um eine Stufe degradirt, weil die Russische Gesandtschaft des Grafen Solowkin dem vorgeschriebenen Zeremoniel sich nicht unterwerfen wollte; denn man schrieb dies der Nachlässigkeit zu, womit der Vicekönig den Gesandten über seine Pflichten belehrt hatte.

Die Geistlichkeit bildet die zweite von den drei Ständen der Mongolischen Nation; obgleich sie aus Personen besteht, die im Celibate leben, so ist sie doch sehr zahlreich; sie genießt große Privilegien und übt einen wunderbaren Einfluß. Die Rangstufen werden nach einer Hierarchie bezeichnet, deren Regeln man streng beobachtet, und die von dem obgenannten Kollegium in Pe-king unmittelbar beaufsichtigt wird. Der Buddhismus, unter derjenigen Form, die er durch die Lamaische Hierarchie in Tibet empfing, ist bekanntlich die Religion der Mongolen. Die Buddhisten nehmen, gleich den Brahmanen, eine fortlaufende Reihe von Schöpfungen und Zerstörungen an. Dieser rein metaphysische Glaube setzt an die Stelle des höchsten Wesens einen lichterfüllten Raum, der die Keime aller Dinge enthält. Dieser Lichtraum ist nicht die höchste Region der Welt; über ihm befindet sich eine dritte Region, ewig und unzerstörbar; hier wohnt die erste Ursache der Zerstörungen in der vergänglichen Welt. Das Daseyn wird von den Buddhisten als reales Uebel betrachtet; denn was zu existiren scheint, ist nicht wirklich und nur ein Produkt der Sinnen-Täuschung. Während alle geistigen in der Materie zerstreuten Theile, von der höchsten Licht-Region bis zu den höllischen Regionen, von der anlebenden Materie sich reinigen, vollkommener werden und endlich zusammenfließen, bleibt der unzerstörbare Weltgeist, der alle Wesen erhält, in einem Zustand der Ruhe, bis die Gesetze des Schicksals eine neue Schöpfung notwendig machen, von der jedoch die Wesen ausgenommen sind, welche, ganz von der Materie sich loswindend, als Buddha's in die Ewigkeit der Nicht-Existenz absorbiert bleiben: ein Zustand, der dem materiellen Daseyn gerade entgegenseht. Diese Wesen wohnen in der unzerstörbaren Region, jenseit des Lichtraumes. Um die Kenntniß der wahren Lehre zu erhalten, und die Menschen zu ermahnen, daß sie ihr folgen mögen, kommt ein seliger Geist von dieser Art zuweilen hernieder, bekleidet sich mit einem Körper und offenbart sich. Die vornehmsten derselben erscheinen nur einmal; sie sind die eigentlichen Buddha's; die Anderen, Buddhi-Satwa's, offenbaren sich öfter, in verschiedenen Gestalten, und erreichen den Rang der Ersteren, wenn diese nicht fernere auf Erden kommen. Der letzte Buddha, welcher erschien, war Schaktia-Muni (der fromme Büsser); er ist der vierte in diesem Weltalter; ein fünfter soll noch vor der Auflösung der gegenwärtigen Welt erscheinen.

Die Buddhisten betrachten die vornehmsten Mitglieder ihres Klerus als eben so viele göttliche Incarnationen. In der Tibetanschen Hierarchie nehmen der Dalai Lama und der Panzin Erdeni die erste Stelle ein. Nach ihnen kommen die Chutuchtu's; die ersten Beiden sind jedoch nichts Anderes, als die herrschenden Chutuchtu's. Die Komba's bilden die letzte Ordnung des hohen Klerus bei den Mongolen; sie haben ungefähr gleichen Rang mit unseren Bischöfen. Zu dem niederen Klerus gehören die Mönchs-Orden, die sich durch äußere Kennzeichen unterscheiden. Auch giebt es Nonnen, die in geschorenem Haupte, geistlicher Kleidung und rothem Schulter-Gürtel einhergehen. Klöster hat man in der Mongolei nicht. Im Allgemeinen heißt der Geistliche bei den Mongolen Chubarat; der Titel Lama kommt nur den höheren Klassen zu.

Die Lama's sind die Gelehrten der Nation, ihre Kerle und Wahrsager. Sie preisen vorzüglich die Kraft ihrer Farui's (Dharani's), welches Zauberformeln sind, in der heiligen Sprache der

Indier geschrieben. Der Gottesdienst wird in Tibetanscher Sprache abgehalten, welche den meisten Lama's der Mongolen unverständlich ist; man verlangt nur von ihnen, daß sie die heiligen Texte lesen können und mit dem Ritual vertraut sind. Nur diejenigen Lama's, die in Plassa, der Hauptstadt von Tibet, studirt haben, kennen die Dogmen ihres Glaubens genau und verstehen auch Magie, Astronomie und Heilkunde. Obgleich zu Ende des letzten Jahrhunderts alle heiligen Bücher der Tibetaner in's Mongolische übersetzt wurden, so bleibt dennoch das Tibetansche die heilige Sprache. Dies priesterliche Gesetz erhält die Mongolei in steter Abhängigkeit von dem höheren Tibetanschen Klerus und ist für die Chinesische Regierung eine Sache von hoher Wichtigkeit.

Da die Mongolen den Dalai Lama und die anderen Chutuchtu's für Wesen halten, die durch eine lange Reihe von Incarnationen im höchsten Grade gereinigt sind, so bezeugen sie ihnen unbegrenzte Verehrung. Ein Besuch, den ein vornehmer Priester einer bedeutenden Person macht, gilt für die glücklichste Vorbedeutung. Die Regeneration eines Chutuchtu hängt nicht von Ernennung oder von dem letzten Willen des Verstorbenen ab, sondern nur von dem Belieben des Hofes zu Pe-king, der nach eigenem Gutdünken den Ort und die Familie bezeichnet, welche die Seele eines verstorbenen Chutuchtu zu einer anderen Incarnation erwählt hat. Obgleich die Regeln des Klerus ungemein streng sind, so genießen die Geistlichen in der Mongolei doch das Vorrecht, Fleisch zu essen, ausgenommen Fische, Pferde- und Schweinefleisch. Sie halten Morgens und Mittags Gottesdienst, der von Gesang und Musik begleitet ist. Den Abend-Gottesdienst begleiten Blase-Instrumente. Eine große Muschel-Schale aus den Indischen Meeren ruft die Priester zum Tempel. Sie setzen sich einander gegenüber auf Polster und lesen die heiligen Bücher in gedehntem Tone. Ist der Chutuchtu selbst zugegen, so sitzt er in großem Gala auf einem Thron zur Seite des Portals, im Angesicht der Idole. Die Lama's, in Salare gekleidet, stellen sich zu beiden Seiten auf und halten Weibrauch-Gefäße; sie singen die Gebete sehr langsam. Der Chutuchtu liest die Schlussworte der Gebete mit lauter Stimme und beginnt den Gesang, indem er ein kleines Silberglöckchen ertönen läßt. Jeder Lama hat an seiner Wohnung eine kleine Kapelle, wo er seine Schüler unterrichtet. Diese treten gewöhnlich vom vierten zum sechsten Jahre in's Kloster, und zwar, wenn ihre Eltern es wünschen und die Obrigkeit einwilligt. Gewöhnlich umgiebt das Ganze eine Mauer.

Die Tempel sind im Allgemeinen schlecht erleuchtet; ein schwacher Lichtstrahl fällt nur durch die Thüre, und im Innern brennt eine einzige Lampe. Gegenüber stehen, auf erhöhtem Piedestal, drei Bilder, „die drei herrlichen Wesen“ betitelt. Das mittlere ist Schaktia Muni, die beiden Anderen sind der Buddha der vorigen Generation und der der zukünftigen. Die anderen Gottheiten oder Seligen sind entweder in Holz geschnitten oder auf Rollen von Zeug gemalt. Die Opfergaben liegen auf einem langen Tische; sie bestehen aus Kuchen von verschiedener Art und Form und aus Blumen, deren Substanz gefärbtes Hammelfett ist. Im Winter stellt man den Gottheiten ganze gefrorene Schafe vor. Eine mit Butter gefüllte Schale brennt als Lampe auf demselben Tische und darf niemals ausgehen. Ein anderes Gefäß ist voll heißer Asche, auf die man kleine Räucherkerzen aus Tibet stellt, die einen angenehmen Geruch verbreiten. Es ist bei den Mongolen nicht Gebrauch, daß die Laien am Tempel-Dienste Theil nehmen.

Der Mongole scheert sich Kopf- und Barthaar und läßt nur am Hinterhaupt ein Büschel stehen, das er zum Kopfe schiebt. Die Priester tragen Pelze und Galackleder von zitronengelber oder hochrother Farbe. Ihre Hüften sind sehr lang, da sie keine Unterbekleidung tragen. Die ungeheuerer Mühe hat gleiche Farbe mit der Kleidung. Gewöhnlich tragen sie einen Rosenkranz in der Hand oder um den Hals. Kopf und Bart der Priester sind ganz kahl geschoren. Die Frauen tragen weite Beinkleider, ein langes Unterkleid ohne Taille und darüber ein weites Gewand ohne Ärmel. Unverheiratete Frauenzimmer aus reichen Familien schmücken ihre Mühe, die der männlichen gleicht, mit rothen Korallen, Türkissen und Perlen. Da beide Geschlechter mit den Fingern essen, so ist ihr Anzug unausführlich besetzt. Ueberhaupt ist Keimlichkeit bei den Mongolen nicht zu Hause. Sie legen ihre Unterkleider selten ab, ehe sie in Lumpen vom Leibe fallen.

Die Verhältnisse, in denen die Mongolen Jahrhunderte lang zu den Chinesen gestanden, haben mehr oder weniger auf ihre Sitten und Gewohnheiten eingewirkt. Keiner darf ein Weib aus seiner Familie heirathen; sonst aber ist ihm die Verbindung mit zwei oder drei Schwestern erlaubt. Bei Abschließung einer Heirath beachtet man vornehmlich zwei Umstände; das Zusammentreffen der Himmelszeichen, unter denen das Paar geboren ward, und die Summe, welche der Bräutigam den Vellern der Braut bezahlen muß. Wie unter den Chinesen ist die erste Frau die einzige rechtmäßige; aber das Gesetz erlaubt Jedem, noch Frauen von untergeordnetem Rang zu ehelichen, die eigentlich nur Konkubinen sind. Die Söhne der letzteren sind nicht legitim und haben keinen Anspruch auf die Erbschaft. Dennoch kann derjenige, welcher von seiner rechtmäßigen Frau keine männlichen Kinder hat, mit Zustimmung der Obrigkeit die Kinder seiner anderen Frauen legitimiren.

Die Art der Beerdigung ist verschieden. Fürstliche Personen werden auf Chinesische Weise und mit Buddhistischem Ritus bestattet. Der Körper wird, festlich geschmückt, auf eine Bahre gelegt und bleibt so lang über dem Grabe stehen, bis ein Gesandter von Pe-king ankommt, der zu Ehren des Verstorbenen ein Opfer bringt. Söhne und Enkel des Verstorbenen müssen jedes Jahr in Perioden, die das Gesetz vorschreibt, an seinem Grabe beten. Ein Laie wird in das Kleid eingehüllt, das ihm bei Lebzeiten am besten gefiel. Die

Lama's entscheiden darüber, was mit dem Leichnam anzufangen ist, ob er in die Nette eines Baumes oder auf die Oberfläche des Bodens mit einer leichten Bedeckung von Erde und Steinen gelegt werden soll. Im ersten Falle verweist der Leichnam, im anderen wird er von Hunden und Wölfen verzehrt. Die letztere Art ist die gewöhnlichste; denn ein Mongole muß schon reich seyn, um einen Sarg anzuschaffen oder eine Familien-Grust halten zu können. Die vornehmsten Lama's verbrennt man auf einem Scheiterhaufen aus wohlriechendem Holze. Die Asche wird in einer Art Obeliskens aufbewahrt. Arme und subalterne Priester müssen ebenfalls ihren Leichnam den Hunden und Wölfen Preis geben. Wohlhabende Leute haben Lama's, die für den Todten Gebete sagen, bevor er weggeschafft wird. Die große Messe für das Heil der Seelen dauert sieben Mal sieben Tage.

Bibliographie. In Russischer Sprache erschien kürzlich:
Reise um die Welt. Auf Allerhöchsten Befehl unternommen in den Jahren 1819—21 von dem Capitain Bellingshausen und dem Lieutenant Lazarew. 2 Theile und ein Atlas von 64 Karten. Pr. 50 Rb.
Statistik des Russischen Reichs. Von Säblovski. 2 Theile. Pr. 6 Rb.
Volks-Gefänge. Von Alex. Drloff.
Emilie. Eine Polnische Geschichte in Versen. Von A. Suchobolski. Pr. 3 Rb.
Hydrographischer Atlas des Russischen Reichs. Herausgegeben vom Marine-Stub. Pr. 36 Rb.
Kurzes Handwörterbuch der Griechischen Sprache. Von F. Kostoff.
Handbuch zum Gebrauch der Artilleristen. Mit Tabellen.
Ivan Mazepa. Historischer Volks-Roman. Von Peter Galoti. 4 Theile. Pr. 12 Rb.
Die Tochter des Kaufmanns Eholoboff. Roman nach einer Irkutskischen Sage. Von Kolaschnitoff. 4 Theile. Pr. 10 Rb.

Frankreich.

Bérangers neueste und letzte Lieder.

(Fortsetzung.)

Einen Dichter, der mit so grazioser Weisheit über sich selbst und die Stellung seiner Poesie urtheilt, muß es von höchstem Interesse seyn, auch über den Charakter der gegenwärtigen Französischen Literatur zu vernehmen. Wie muß ihn, den Lieder-Sänger, der mit den geringsten Mitteln die größten Erfolge erreicht, der, um mit Hamlet zu reden, nirgends die Bescheidenheit der Natur verlegt, wie muß ihn diese aufgedunsene, stelzenhafte, verzerrte, diabolisch grimfende Manier der meisten neueren Französischen Dichter anwidern, dies marktischreierische Drängen und Treiben nach Effekt, das, um den übersättigten Magen des Publikums nur noch einigermaßen zu reizen, die pikanteste Würze überwirft und den Teufel selbst überienstelt! Ihr Alle, die Ihr eure Feiden gleich im Eingang des Romans mit abgehauenen Armen und Beinen einführt, die Ihr den Leser durch den Roth von Lutetien schleppt, und am liebsten an den Drien der Prostitution verweilt, Ihr Alle, die Ihr ein gebildetes Publikum in das Theater bemüht, damit es vor nie erlebten Gräueln und vor Schrecknissen zurückschaudere, die Ihr mit kombinatorischem Scharfsinn zusammenreicht, damit es eure gemachte Leidenschaft und geschwintte Tugend anstaune, Ihr, die Ihr Euch für die Dichter des Jahrhunderts haltet, ein schlichter Sänger schlägt Euch die Talent-Probeprobe vor: singt ein Lied, wie es aus der Seele strömend die Seele der Hörer ergreift, ein einfaches Lied, ohne Zuthat von Kunst, ohne Aufwand von Berechnung und Theater-Pomp. Es wird den Wenigsten von Euch gelingen; denn Ihr habt die Sprache des Herzens entweder verlernt, oder Ihr habt sie niemals gesprochen. Ich mag nicht läugnen, daß eine solche Probe auch bei uns von Nutzen seyn dürfte; statt der romantischen und theatralischen Luft- und Sockelprünge nur ein Lied — hier ist Rhodos, hier springt.

Im Liede ist der tiefe Grundklang aller Poesie gegeben; freilich auch nur der Grundklang. Béranger weiß sehr wohl, daß die höheren Gattungen der Poesie das arme Lied verdunkeln; er vertraut uns, daß seine Jugend sich in allen Formen versucht, daß er sich aber doch zuletzt auf das Lied beschränkt habe. Diese weise Beschränkung bekundet schon den Meister. Dann fährt er also fort:

„Warum mögen wohl unsere jungen und großen Dichter die Erfolge verschmäht haben, die ihnen, ohne ihren übrigen Arbeiten zu schaden, das Lied verschafft haben würde? Die Sache des Vaterlandes hätte dabei gewonnen, und, ich wage es, ihnen zu sagen, ihnen selbst wäre es von Nutzen gewesen, zuweilen ein wenig von dem Gipfel unsers alten Pindus herabzusteigen, der für unsere gute Französische Sprache doch wohl ein bischen zu aristokratisch geworden ist. Ihr Stil wäre theilweise gezwungen worden, dem Wortprunk zu entsagen; und sie hätten sich dafür gewöhnt, ihre Ideen in den engen Rahmen kleiner, mehr oder minder dramatischer Compositionen des mannigfaltigen Inhalts zusammenzufassen, — eine Art von Compositionen, die dem Instinkt des Volkes zusagen, selbst dann, wenn die glücklichsten Details ihnen entgehen. Das heißt, meiner Meinung nach, die Poesie nach unten hin verpflanzen. Vielleicht ist dies auch eine Verpflichtung, welche die Einfachheit unserer Sprache von selbst auflegt, und der wir uns nur zu selten fügen. Lafontaine hat mindestens trefflich die Vortheile davon bewährt.“

„Ich habe zuweilen gedacht, wenn es den jetzigen Dichtern zum klaren Bewußtsein geworden wäre, daß man die Künste für das Volk ausüben müsse, sie hätten mir den geringen Lorbeer beneidet, den ich auf ihre Kosten geerntet habe, und der gewiß dauernd seyn würde, wäre er mit glorreicherem vereint. Wenn ich sage: Volk, so meine

ich die Masse, das niedrige Volk, wenn man nicht anders will. Es nimmt keinen Antheil an den Untersuchungen des Geistes, an der Ueberfeinerung des Geschmacks; ganz recht, aber eben dadurch verpflichtet es die Schriftsteller, in kräftigen, großartigen Zügen zu entwerfen, um seine Aufmerksamkeit zu fesseln. Paßt daher eure Stoffe und die Entwicklung derselben seiner starken Natur an; weder abstrakte Ideen, noch Ideale (types) verlangt es von euch; zeigt es ihm nackt, das menschliche Herz. Es scheint mir, daß Shakespeare es so gemacht hat. Aber was wird aus der Vollendung des Stiles werden? Also man glaubt wirklich, daß etwa eines unserer besten Melodramen, wäre es in Racine's unnachahmlichen Versen geschrieben, selbst auf den Boulevards wieder gefallen würde? Erfindet, entwerft für diejenigen, die nicht lesen können; schreibt für diejenigen; die zu schreiben wissen.“ Ob diese Regel wohl für Frankreich allein gilt?

„Der größte Dichter der neuen Zeit“, fügt Béranger hinzu, „und vielleicht aller Zeiten, Napoleon, beurtheilte das Volk so wie unsere Dichter und Künstler es beurtheilen sollten. Er verlangte z. B., daß die Vorstellungen, die gratis gegeben wurden, nur die Meisterwerke der Französischen Bühne vorführen sollten. Corneille und Molière waren oft die Zierden derselben, und man hat bemerkt, daß ihre Stücke niemals mit mehr Einsicht beklatscht worden sind. Der große Mann hatte frühzeitig in den Feldlagern und mitten unter den Stürmen der Revolution gelernt, bis zu welchem Grade der Erhebung der Instinkt der Massen gesteigert werden kann, wenn sie geschickt geleitet werden. Man könnte zu glauben versucht seyn, daß er, um diesem Instinkt zu genügen, die Welt so viel ermüdet hat. Die Liebe der neuen Generation für ihn beweist zur Genüge, welche Macht poetische Bewegung über das Volk ausübt. Mögen daher unsere Schriftsteller mit rechtem Ernste für dies Volk arbeiten, das so trefflich für den Unterricht vorbereitet ist, dessen es bedarf. Wenn sie mit ihm sympathisiren, so werden sie dazu beitragen, seine Moralität zu erhöhen, und je mehr sie seine Intelligenz vermehren, desto mehr dehnen sie das Gebiet des Genies und des Ruhmes aus. Die jungen Leute werden mir, wie ich hoffe, diese Reflexionen verzeihen. Nur wenige sind darunter, die nicht wüßten, welches Interesse mir Alle einflößen. Wie oft ist mir das Lob vorgeworfen worden, das ich ihren kühnsten poetischen Neuerungen gezollt habe. War es denn nicht auch Lob, wenn ich ein wenig schalt? In ihrem Alter, es war noch unter der Herrschaft des Abbé Delille, hatte ich mir in meinem Dachstübchen auch vorgenommen, gegen manchen Festungswall Sturm zu laufen. Ich weiß nicht, welche Stimme mir zurief: Mein, selbst Römer und Griechen dürfen nicht unsere Muster seyn; es sind Faktionen, wir wollen uns ihrer bedienen.“ — — — „Als er durch das Atlantische Meer nach Asien, der Wiege der alten Welt, zu segeln glaubte, entdeckte Columbus eine neue Welt. Muth also ihr jungen Dichter, eure Kühnheit hat Recht. Wenn ihr aber auch die Zukunft vor euch habt, so zeigt doch etwas weniger Ungeduld gegen das frühere Geschlecht, das euch noch immer im Alter voranschreitet. Es war auch reich an großen Talenten, und Alle haben sich mehr oder minder den Fortschritten der Freiheit gewidmet, deren Früchte wohl erst für euch reifen werden. Mitten unter den Todekämpfen der Tribune, beim Lärm blutiger Schlachten, in der Trauer der Verbannung, am Fuß der Schaffotte haben sie durch glänzende und zahlreiche Erfolge den Dienst der Musen unterhalten und zur Barbarei gesagt: Bis hierher und nicht weiter. Und ihr wißt ja wohl, sie hält nur inne vor dem Ruhm.“

„Was mich betrifft, ich habe mich bis jetzt nicht über die Jugend zu beklagen gehabt; ich erwartete nicht, daß sie mir zurief: Zurück, guter Alter! Laß uns vorbei! Und doch könnte es die Undankbare in kurzer Zeit thun. Ich verlasse daher die Schranken, so lange ich noch Kraft habe, mich von selbst daraus zu entfernen. Allzu häufig lassen wir uns am Abend des Lebens auf unserm Lehnstuhl vom Schlaf überraschen, wo er kommt und uns festnagelt. Besser wär's, ihn im Bett erwarten, dessen man alsdann so sehr bedarf. Ich eile, in das meine zu steigen, obgleich es ein wenig hart ist.“

„Wie, Du wirst keine Lieder mehr singen? Das verspreche ich nicht; wir müssen uns nur recht verstehen. Der Freude an der Arbeit folgt der Abscheu vor der Sorge für unseren Lebens-Unterhalt; man mag wollen oder nicht, am Ende muß man mit der Muse Handel treiben; der Handel langweilt mich, ich liebe mich zurück. Mein Ehrgeiz hat nie mehr gewünscht, als ein Stück Brod auf meine alten Tage; er ist befriedigt, wenn ich auch nicht einmal Wähler bin, wenn ich auch niemals hoffen darf, wählbar zu seyn, trotz der Juli-Revolution, der ich das nicht anrechne. Nur Lieder für Dich selbst zu machen, sagt man mir, wirst Du bald überdrüssig werden. Kann ich denn nichts Anderes machen, als Verse für meinen Geburtstag? Ich habe es noch nicht aufgegeben, nützlich zu seyn. In meiner Einsamkeit werden sich die Erinnerungen in Masse herandrängen. Sie sind das Glück des Alters. Unsere von so ungeheuren Leidenschaften bewegte Zeit wird nur wenige billige Urtheile über Zeitgenossen, welche auf der Bühne sind oder waren, welche die Schauspieler ausgezischt oder die Koulissen eingerannt haben, der Nachwelt überliefern. Ich habe eine große Anzahl von Menschen gesannt, die sich seit zwanzig Jahren ausgezeichnet haben. Ueber alle diejenigen, die ich nicht gesehen oder die ich nur durch einen Dritten gesannt habe, hat mein Gedächtniß eine Anzahl mehr oder minder charakteristischer Thatfachen gesammelt. Ich will eine Art von geschichtlichem Lexikon schreiben, wo, unter jedem Namen unserer jüngeren oder älteren politischen und literarischen Notabilitäten, meine zahlreichen Erinnerungen und die Urtheile, die ich mir erlauben werde zu fällen oder die ich bewährten Autoritäten entlehnen werde, bemerkt seyn sollen. Diese nicht sehr anstrengende Arbeit, die weder tiefe Kennt-

nisse noch das Talent des Schriftstellers erfordert, wird den Rest meines Lebens ausfüllen. Ich werde das Vergnügen haben, viele Irrthümer und Verläumdungen zu berichtigen, die ein giftiger Streit immer zu Tage fördert; denn man begreift wohl, daß ich diesen Plan nicht etwa aus Lust zur Verläumdung gemacht habe. In fünfzig Jahren werden diejenigen, die die Geschichte unserer an Begebenheiten so reichen Zeit schreiben wollen, nur, wie ich sehr fürchte, parteiliche Dokumente zu Rathe ziehen können. Die Noten, die ich nach meinem Tode hinterlassen werde, können einiges Zutrauen einflößen, selbst in ihren strengen Urtheilen, denn ich will keinesweges nur ein Lobredner seyn. Die Geschichtschreiber wissen so viel Dinge und werden dann gewiß auch wissen, daß ich keinen Grund gehabt habe, mich über die Menschen, selbst über die mächtigsten, zu beklagen; wenn ich nichts gewesen bin, so will das bei mir so viel bedeuten, als wenn Andere etwas sind, da ich mir ja eben Mühe gebe, nichts zu seyn; sie werden mich daher mindestens nicht unter diejenigen zählen, denen der Verdruß über fehlgeschlagene Hoffnungen die Feder in die Hand gegeben hat. Sie werden vielleicht auch wissen, daß ich im Rufe gestanden habe, ein nicht unaufmerksamer Beobachter zu seyn, so ziemlich scharf und durchdringend, und daß ich endlich weit mehr der Schwäche als dem bösen Willen der Menschen zugeschrieben habe, die ich in meiner Zeit habe auftreten sehen. In diesem Geiste gesammelte Materialien fehlen zu häufig, als daß die künftigen Geschichtschreiber von denjenigen, die ich hinterlassen werde, nicht sollten Nutzen ziehen können. Frankreich wird mir einst dafür dank sagen. Wer weiß, ob mein Name nicht diesem Werke meines Alters seine Unsterblichkeit verdanken wird? Es wäre doch spakhaft, wenn die Nachwelt sagte: „Der scharfsinnige, der ernste Vöranger! Warum nicht?“

Schon diese Ankündigung und die Skizze, die er oben von seinen Feinden entworfen hat, machen uns auf die Memoiren begierig, die ja wohl auch den Dichter nicht abhalten werden, zuweilen noch die alte Laute von der Wand herabzunehmen, wo er sie neben dem Bilde der Geliebten aufgehängt hat. Ein älterer Lieder-Dichter, Collé, hat unter dem Titel: Journal historique, ebenfalls Denkwürdigkeiten über seine Zeit geschrieben, die wohl aber an innerer Bedeutung den Vörangerschen so weit nachleben werden, als sein Lied dem Liede dieses Dichters. Welch' eine Lust zwischen den literarischen Klatschereien Frankreichs aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts und den Erlebnissen eines Mannes, der die merkwürdigsten Persönlichkeiten der Zeit zu seinen nächsten Freunden gezählt hat!

Wir fügen einige Lieder in Deutscher Uebersetzung bei. Man sollte eigentlich Vöranger gar nicht übersetzen wollen, denn an einem so nationalen Dichter ist gerade die Unübersetzbarkeit die eigentümliche Tugend. Ob wohl Klätchens Lied im Egmont jemals in einer fremden Sprache wiedergegeben werden kann? Uebersetzbar ist jedes poetische Werk, das in einer gebildeten Kunstform, selbst der schwierigsten, ausgeprägt ist; aber das Lied ist Klang und Duft und Hauch. Es kommt nicht allein auf die Bedeutung, es kommt eben so sehr auf den Klang der Worte und der Reime in der Ursprache an, und wenn es schon gar selten glückt, irgend einen prägnanten Ausdruck, der eben durch ganz nationale Verhältnisse und Einflüsse zu dieser Prägnanz gelangt ist, durch einen kongruenten Ausdruck in der andern Sprache zu decken, so ist es wohl nur als ein glücklicher Zufall zu betrachten, wenn man für das Wort der Ursprache auch ein gleichtönendes auffindet. Wer es z. B. nicht fühlt, daß gerade die tönende Wahlverwandtschaft von „Haugen und Baugen“ den Reiz dieses Verses ausmacht, der kann überhaupt kein Lied in seiner Seele nachfühlen. Denn das Lied hat sich noch nicht losgerungen von dem träumenden Seelengrunde und in die Späre der bewußten Reflexion erhoben; es hastet daher noch an dem Elementarischen des Klanges, und versenkt sich gern in den Eigensinn und die Idiosyncrasien der Sprache. Die schwierigsten Uebersetzer-Kunststücke haben ihren Meister gefunden; aber man versuche es einmal, folgende Strophe eines Vörangerschen Liedes zu übersetzen, welches „das Glück“ überschrieben ist.

Le vois tu bien, là bas, là bas,
Là bas, là bas, dit l'Espérance.
Bourgeois, manans, rois et prélats
Lui font de loin la révérence. (bis)
C'est le Bonheur, dit l'Espérance.
Courons, courons; doublons le pas,
Pour le trouver là bas, là bas,
Là bas, là bas.

Wir haben uns daher wohlweislich nur an solchen Gedichten versucht, die sich schon mehr von dem Charakter des Liedes entfernen, und entweder in der Späre der Reflexion oder einer Vöranger so eigentümlichen Genre-Malerei sich bewegen. Selbst hier aber, wie viel mußten wir von der ursprünglichen Frische und Grazie aufopfern, um, was auch nicht immer gelang, dem Original nur einigermaßen getreu zu bleiben. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

Relation sommaire. (Summarischer Bericht über die Belagerung der Antwerpener Citadelle.) Pr. 2 Fr.

Relation chirurgicale. (Wundärztlicher Bericht über die Belagerung der Antwerpener Citadelle.) Von H. Paillard. Pr. 3 Fr.

Annuaire des imprimeurs et libraires de France et de Pétranger. (Jahrbuch der Französischen und der ausländischen Buchdrucker und Buchhändler.) Von P. B. Duterré. Dritter Jahrgang. Pr. 4½ Fr.

Plan d'écoles générales et spéciales. (Plan zur Errichtung allgemeiner und besonderer Gewerbe-, Handels- und Ackerbau-Schulen.) Von G. Lainé und E. Clapeyron.

— Eine in Benares entdeckte literarische Merkwürdigkeit. Die Asiatische Gesellschaft in Kalkutta hat eine kostbare Handschrift an sich gebracht, welche kürzlich in der Bibliothek des Braminen-Kollegiums in Benares aufgefunden worden ist, — eine Handschrift, nicht weniger interessant durch ihr Alter, als durch die in derselben verzeichneten Thatsachen. Sie ist in der heiligen Sprache der Bramahnen geschrieben, und enthält eine Beschreibung Englands vor der Eroberung durch Julius Cäsar. Die Themse und einige andere Flüsse führen in der Beschreibung dieselben Namen, unter denen wir sie heutzutage kennen. (H) Die Tempel und die Druiden-Denkmalen werden darin mit den Hindostanischen Tempeln verglichen. — Die Asiatische Gesellschaft wird diese merkwürdige Handschrift übersetzen, und die Uebersetzung im Druck erscheinen lassen, um zu neuen Forschungen in England aufzumuntern. (R. Br.)

— Fortschritte der Industrie in Australien. Unsere Brüder in Australien machen schnelle und erstaunenswerthe Fortschritte. Sidney, die Hauptstadt der Kolonie, sieht in ihrem Schooße alle Europäischen Künste blühen. Man sieht daselbst Häuser von einer sehr schönen Bauart; mehrere Druckereien beschäftigen sich mit den Meisterwerken der Englischen Literatur, oder dienen zur Herausgabe sehr gut redigirter Zeitungen. Dagegen Sidney nicht mehr als 12,000 Einwohner hat, so findet man doch daselbst 2 Banken und 4 Akademien, an deren Spitze aufgestellte Männer stehen, welche sich mit Verbreitung nützlicher Kenntnisse beschäftigen. Unter ihrer Leitung werden täglich neue Uebarmachungen unternommen, und trotz der ungeheuren Entfernung, welche uns trennt, denken die dortigen Landbebauer schon daran, unsere Märkte mit Lebensmitteln zu versorgen, wie unsere Fabriken schon mit Wolle von dortaus versorgt werden. Eine gut eingerichtete Post unterhält eine regelmäßige Verbindung zwischen den verschiedenen Niederlassungen im Innern und an der Küste, und eine See-Assuranz-Compagnie mit einem Kapital von 150,000 Pfd. Stg. sichert Unternehmern gegen alle Unfälle. — Aber diese Gewerthätigkeit beschränkt sich nicht allein auf die Stadt Sidney: es hat sich daselbst eine Compagnie gebildet, um die nahe liegenden Inseln zu kolonisiren. Schon hat dieselbe Kolonisten nach Houttingham, an der Westküste von Neu-Seeland, abgefannt, um Bauholz zu schneiden und Hans und Flachs zu bauen. Der Gouverneur von Sidney hat Truppen detachirt, um jene Niederlassung gegen die Wilden zu schützen, und Alles verspricht einen glücklichen Erfolg. — Port-Jackson sieht täglich die Thätigkeit auf seinen Werften zunehmen, während Paramatta ganz das Ansehen einer unserer Fabrik-Distrikte hat. Aber von allen Anlagen, die in der Umgegend von Sidney in Thätigkeit sind, zeichnet sich nichts so sehr aus, als die treffliche Schneidemühle von Cowan. Der Mechanismus derselben ist so sehr vervollkommenet, daß dieselbe in weniger als einer Stunde 250 Fuß Bretter von 3 Zoll Dicke, oder 600 Fuß von 1 Zoll Dicke liefert. Das Rad, welches die Maschine in Bewegung setzt, hat eine Geschwindigkeit von 7000 Fuß in der Minute. Diese Resultate sind um so erstaunenswürdiger, als die ganze Maschine ein Werk einheimischer Industrie ist. (R. Br.)

— Ertrag der Goldminen in den Vereinigten Staaten. Es ist jetzt eine ausgemachte Sache, daß die Goldadern, welche man in Nord-Karolina konzentriert glaubte, sich von der Gegend von Potomac bis nach Virginien nach der Gegend von Alabama und Tennessee ausstrecken. Es sind kaum sechs Jahre her, daß diese mineralogischen Schätze entdeckt wurden, und schon wird in mehreren Bergwerken fleißig gearbeitet. — Den Berichten des Herrn Samuel Moore, Direktors der Münze der Vereinigten Staaten, zufolge, hat dieses Institut im J. 1831 für 714,270 Dollars Goldbarren empfangen, von denen für 130,000 D. aus Mexico oder anderen Theilen von Süd-Amerika, für 27,000 D. aus Afrika und für 518,000 D. aus den Bergwerken in einigen Staaten der Union kamen. Davon lieferten: Virginien für 24,000 D., Nord-Karolina für 294,000 D., Süd-Karolina für 22,000 D., Georgien für 176,000 D., Tennessee für 1000 D. und Alabama für 1000 D. — Im Jahre 1814 brachte man zum Versuch einige einheimische Goldbarren aus Nord-Karolina in die Münze; bis zum Jahre 1823 bestanden sich die jährlichen Einlieferungen nicht über 2500 D. Seit jener Zeit stieg der Zuwachs so schnell, daß es nicht ohne Interesse seyn dürfte, den progressiven Gang hier anzugeben. Der Werth, der in die Münze der Vereinigten Staaten eingelieferten einheimischen Goldbarren belief sich:

im Jahre	1824	auf	5,000	Dollars
„	1825	„	17,000	„
„	1826	„	20,000	„
„	1827	„	21,000	„
„	1828	„	46,000	„
„	1829	„	134,000	„
„	1830	„	466,000	„
„	1831	„	518,000	„

Die Vereinigten Staaten führen außerdem eine nicht unbedeutende Anzahl von Goldbarren nach verschiedenen Europäischen und Asiatischen Märkten aus, worüber uns aber die näheren Angaben fehlen. In den Bergwerken von Karolina werden eine Menge Arbeiter von allen Nationen beschäftigt. Herr Bloomer, welcher dieselben kürzlich besucht hat, erzählt, daß man daselbst 14 verschiedene Sprachen redet.

*) Wir können unseren Lesern versichern, daß die achtungswerthe Zeitschrift, der wir obige Notiz entlehnen, nicht vom ersten April datirt ist. D. R.